

Seite 12
Wohlfahrt
im Blick

Seite 8
Friedhof
im Fokus

Seite 13
Judenfeindschaft
im Visier

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

28. Jahrgang 2025
Heft 2-3

KALONYMOS

Geteilte Zeit – gemeinsames Wissen

Kalender als Instrumente interreligiöser Verständigung

Franziska Strobel

Kalender waren in der Frühen Neuzeit nicht nur Instrumente zur Berechnung und Ordnung von Zeit. Sie waren Träger sozialen und religiösen Wissens, strukturierten den Alltag, markierten religiöse Feiertage, Markttage sowie Verwaltungsfristen und boten so unverzichtbares Orientierungswissen im individuellen wie gemeinschaftlichen Leben.

In religiös gemischten Gesellschaften wie im Alten Reich halfen Kalender nicht nur bei der Selbstorganisation, sondern machten auch die Zeitstruktur der jeweils anderen Religionsgruppe sichtbar. Besonders Taschenkalender, die als weit verbreitete Alltagsgegenstände in vielen Haushalten präsent waren, fungierten dabei als Schnittstellen des interreligiösen Zusammenlebens und geben uns heute Einblick, wie das Miteinander praktisch organisiert wurde.

Die verschiedenen Kalendersysteme berührten dabei drei zentrale Bereiche im alltäglichen Leben: die administrative Verwaltung eines Ortes, die gemeinsame ökonomische Grundlage und die Nutzung des öffentlichen Raums. Zugleich erlaubten sie Rückschlüsse auf religiöse Praktiken und Traditionen der jeweils anderen Gruppe. Das Wissen über christliche Feiertage war für die jüdischen Nutzer:innen ebenso bedeutsam wie die Kenntnis jüdischer Fest- und Fasttage für christliche Kalenderhersteller.

Genau hier setzt dieser Beitrag an: Anhand dreier Beispiele – zweier jüdischer Taschenkalender und eines christlichen Kalenders – soll untersucht werden, in welcher Form Wissen über die jeweils andere Religion Eingang in diese Medien fand und welche Informationen übermittelt wurden.

Interreligiöser Wissenstransfer im Kalenderwesen

Die Berücksichtigung fremdreligiöser Festtage und Traditionen in vormodernen Kalendern war kein

Ausdruck von Neugier oder Toleranz, sondern spiegelte eine gesellschaftliche Notwendigkeit wider: Wer in einer gemischt-religiösen Gesellschaft lebte, musste sich auch in den Kalendersystemen der jeweils anderen Gruppe zurechtfinden. Kalender spiegelten daher nicht nur religiöse Differenz, sie dienten zugleich als Instrumente der praktischen Koexistenz.

Ob Markttermine, Fristen für Steuerabgaben oder die Regelungen für die Nutzung der Allmende: Vieles im täglichen Zusammenleben war an bestimmte Tage gebunden; diese wiederum spiegelten Termine des Kirchenjahres. Wer teilnehmen wollte,



Gottfried Kirch,
Christen-, Juden- und Türcken-
Calender, Nürnberg 1718
(Evangelisch-Lutherisches
Kirchenarchiv Augsburg)

Franziska Strobel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte und am Zentrum Erinnerungskultur in Regensburg. Ihre Dissertation zum Thema „Jüdisch-christliche Kontakträume in der Dreiherrschaft Fürth (1648–1792)“ wurde 2023 an der KU Eichstätt abgeschlossen. Die prosopographische Datenbank, die dieser Arbeit zugrundeliegt, ist unter <https://zenodo.org/records/10974270> zugänglich.

an. Diese Termine weichen allerdings von den Tag- und nachtgleichen und Sonnenwenden des gregorianischen Systems ab.

Kalender als Medium religiöser Grenzverhandlung

Unsere Analyse zeigt, dass das Medium Kalender weit mehr war als eine bloße Rechenhilfe zur Umrechnung zwischen jüdischer und christlicher Zeitrechnung. Vielmehr fungierten Kalender als kulturelle Schnittstelle, die die alltägliche Lebensrealität jüdischer Gemeinden in einer christlich dominierten Umgebung widerspiegelte. Das Wissen über christliche Feiertage, Wetterregeln und Markttage war dabei kein beiläufiger Zusatz, sondern systematisch und mit hoher Informationsdichte in jüdischen Kalendern präsent.

Noch persönlicher greifbar wird diese Form des interkulturellen Zeitwissens in dem handschriftlichen Kalender Kalman Leib Hellers für das Jahr 1830/31. In ihm tritt der Kalendernutzer zugleich als Autor auf – und gibt so Einblick in die individuelle Praxis jüdischer Zeitführung. Die gezielte Auswahl relevanter christlicher Feiertage und Markttage, ergänzt um Hinweise auf dynastisch oder wirtschaftlich bedeutsame Termine, verweist auf ein hohes Maß an selektiver Aneignung. Hier wird deutlich: Die Kalender waren keine starren Reproduktionen normierter Zeitmodelle, sondern dynamische Werkzeuge zur Alltagsorganisation.

Kirch legt die christliche Zeitrechnung als Orientierung zugrunde. Das Judentum erscheint darin zwar als eigenständiges, ausführlich dargestelltes

System, wird jedoch durch die Linse christlicher Normen beschrieben. Zugleich werden jüdische Praktiken und Zeitstrukturen nicht marginalisiert, sondern in bemerkenswerter Detailliertheit erklärt. Dies wird besonders deutlich an den Erklärungen zu den jüdischen Feiertagen, der Einbindung der Wochenabschnitte der Tora und der Auflistung der *tekufot*, die eine echte Auseinandersetzung mit jüdischer Zeitwahrnehmung zeigen. Mit Begriffen wie „Palm-Freude“ oder „Gesetz-Freude“ wird der Versuch gemacht, durch sprachliche Brücken Analogien zum Christentum herzustellen – ein Akt der kulturellen Übersetzung, der gleichzeitig Verständnis fördern und Abgrenzung stabilisieren konnte.

Der Kalender ist damit nicht nur ein Zeugnis frühneuzeitlicher Wissensvermittlung, sondern auch ein Medium religiöser Selbst- und Fremdwahrnehmung. Er erlaubt Einblicke in eine Phase, in der Religion, Kalenderwesen und Öffentlichkeit eng verwoben waren – und in der Kalender zu Medien interreligiöser Begegnung, aber auch kultureller Grenzziehung wurden.

Zum Weiterlesen

Elisheva Carlebach, *Palaces of Time: Jewish Calendar and Culture in Early Modern Europe*, London 2011.

Maria Cieśla, *Gregorianisch, julianisch oder jüdisch? Die unterschiedlichen Kalendersysteme im Alltagsleben der Stadt Sluzk im Großfürstentum Litauen während des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Aschkenas* 33 (2023), S. 133–156.

Klaus-Dieter Herbst, Gottfried Kirch (1639–1710). *Astronom, Kalendermacher, Pietist und Frühaufklärer*, Jena 2022.

Zerstört und künstlich wiederhergestellt

Der jüdische Friedhof in Pretzfeld

Nicola Kramp-Seidel

Seit einigen Jahren lässt sich ein verstärktes Interesse an den jüdischen Friedhöfen im ländlichen Raum beobachten. Oft sind es die Kommunen selbst, von denen der Wunsch ausgeht, das „Haus des Lebens“ am eigenen Ort zu dokumentieren und so eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der lokalen jüdischen Geschichte voranzutreiben. Sehr positiv wirkt sich in diesem Zusammenhang die Möglichkeit aus, für eine solche Dokumentation

sogenannte LEADER-Mittel aus dem Programm der Europäischen Union zur Entwicklung der Wirtschaft im ländlichen Raum zu beantragen. Im Freistaat Bayern kommt fördernd hinzu, dass das vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) durchgeführte Projekt „Erfassung jüdischer Grabmäler in Bayern“ den Kommunen im Freistaat bei der Antragstellung beratend zur Seite steht.

So konnte auch der oberfränkische Markt Pretz-



Pretzfeld Nr. 33
(Fotos: Martin Landeck)

feld eine nicht unerhebliche Summe einwerben, um die beiden jüdischen Friedhöfe auf seinem Gebiet dokumentieren zu lassen, den von Pretzfeld selbst und denjenigen von Hagenbach, das heute ebenfalls zu Pretzfeld gehört. Den Auftrag erhielt das Steinheim-Institut, das inzwischen über einige Erfahrung in der Dokumentation ländlicher Verbandsfriedhöfe verfügt. Das Bild, das sich im Laufe der epigraphischen Dokumentation des Friedhofs in Pretzfeld zeigte, war allerdings gänzlich unerwartet. Ihm ist der erste Teil dieses Beitrags gewidmet. Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, dass dieser Friedhof gleichzeitig auch in dem durch das Bundesforschungsministerium geförderten Projekt „Net Olam. Jüdische Friedhöfe zwischen Antisemitismus und Prävention“ in den Fokus wissenschaftlicher Analyse genommen wurde. In diesem Vorhaben, das in drei Teilprojekten das Ausmaß, die Erscheinungsformen und die Hintergründe von Schändungen jüdischer Friedhöfe insbesondere nach 1945 erforscht, arbeiten das Steinheim-Institut, die Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa und das BLfD zusammen. Auf der Grundlage der Arbeit von Elisabeth Singer-Brehm, die im Rahmen ihres Teilprojekts die Zerstörungen im Freistaat analysiert hat und deren Ergebnisse eben im Druck erschienen sind, werden im weiteren Verlauf die Gründe für das heutige Aussehen des Friedhofs beleuchtet. Im Ergebnis bietet der Friedhof in Pretzfeld ein erschreckendes Beispiel dafür, wie noch bis in die jüngste Vergangenheit mit jüdischen Friedhöfen umgegangen worden ist.

Fragmentierung und Zusammensetzung

Der jüdische Friedhof von Pretzfeld liegt auf dem sogenannten Judenbergr ungefähr zwei Kilometer vom Ortskern entfernt. Er wurde spätestens Anfang des 18. Jahrhunderts angelegt und diente neben Pretzfeld weiteren Siedlungsorten des Umlands als Begräbnisstätte, insbesondere Tüchersfeld, Wannbach und Weilersbach. Das letzte Begräbnis fand im Jahr 1894 statt. Da zu dieser Zeit die jüdische Gemeinde vor Ort bereits nicht mehr bestand – sie wurde 1866 aufgrund zu geringer Mitgliedszahlen offiziell aufgelöst, wie dies in der Zeit nach der Gewährung der Freizügigkeit 1861 vielerorts der Fall war –, war der Friedhof seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend sich selbst überlassen.

Im Zuge der Dokumentation wurde 2022 durch das BLfD ein Plan des Pretzfelder Friedhofs erstellt.

Dort sind 214 Grabsteine gezählt. Diese Zahl ist allerdings irreführend, handelt es sich doch bei einem erheblichen Teil der verzeichneten Einheiten nicht um einen intakten Grabstein, ja nicht einmal um das Fragment eines Grabsteins oder um einen aus mehreren Bruchstücken wiederhergestellten Grabstein. Vielmehr sind in zahlreichen Fällen Teilstücke miteinander verbunden worden, die ursprünglich nicht zu einem Grabmal gehörten.

Oft sind es zwei Fragmente, die nicht von demselben Grabstein stammen, aber zu einem Ganzen vereint wurden. Daneben finden sich Fälle, in denen drei oder vier nicht zusammengehörige Teile zu einer Einheit zusammengekittet wurden. Ein Beispiel ist der „Grabstein“, der durch das BLfD die Nummer 33 erhielt. Hier wurden vier Teilstücke zusammengefügt: drei mit Schrift versehene Bruchstücke, die auf einen Steinstumpf gesetzt sind. Damit sind Rückschlüsse auf die Verstorbenen, denen die Inschriften einst gewidmet waren, kaum mehr möglich. Zu erkennen ist lediglich, dass zwei der beschrifteten Fragmente ursprünglich von Grabmalen für Männer und das dritte von einem Grabstein für eine Frau stammen; einer der betreffenden Männer hatte einer Levitenfamilie angehört, erkennbar an dem unteren Teil einer Levitenkanne auf einem der Bruchstücke. Insgesamt setzen sich fast 40 der vom Landesamt für Denkmalpflege gezählten „Grabsteine“ aus solchen nicht zusammengehörigen Fragmenten zusammen.

Erstaunlich ist daran nicht zuletzt, dass das unsachgemäße Vorgehen nicht nur für geübte Epigraphiker:innen, sondern auch für Laien bei einer Reihe von Fragmenten klar erkennbar ist; oft bietet sich dafür mehr als nur ein einzelner Anhaltspunkt. So ist beispielsweise an den miteinander verbundenen Bruchstücken, die vom BLfD die Grabsteinnummer 81 erhalten haben, auf den ersten Blick zu erkennen, dass sie auf keinen Fall von demselben Grabmal herrühren können. Besonders augenfällig ist hier die abweichende Gesteinsfarbe: Weist das obere Fragment eine braune Farbe auf, ist das untere Fragment grau. Darüber hinaus hat das obere Bruchstück ein zweifach vertieftes Schriftfeld, das untere jedoch nur ein einfach vertieftes. Geübteren Augen wird sicherlich auch auf dem oberen Fragment der Buchstabe auf dem linken Rand auffallen – also die optische Hervorhebung eines Reims –, der unten gänzlich fehlt. Ebenso wird ihnen nicht entgehen, dass beide Teilstücke mit der Einleitungs-



Pretzfeld Nr. 81

Elisabeth Singer-Brehm, Schändungen jüdischer Friedhöfe in Bayern. Schadensbilder, Ausmaß, historischer Kontext, Analysen anhand von Fallbeispielen, in: Zwischen Gefährdung, Gedenken und Vermittlungsarbeit. Jüdische Friedhöfe nach der Shoah, hg. von Helge-Fabien Hertz und Katrin Keßler, Petersberg 2025, S. 55–78

Pretzfeld Nr. 64 (links)
und Nr. 109 (rechts)



formel „Hier ist geborgen“ beginnen und somit die oberen Hälften zweier separater Grabmale aufeinander gesetzt wurden. Auch die Unterschiede in der Gestaltung der Schriftzeichen weisen diesen „Grabstein“ als eine bizarre Zusammenfügung unterschiedlicher Bruchstücke aus.

Steht auf dem Friedhof von Pretzfeld zwar eine hohe Zahl an falsch zusammengesetzten Fragmenten, so sind nichtsdestotrotz in knapp 20 Fällen Fragmente von einzelnen Grabsteinen korrekt miteinander verkittet worden. Auf diese Weise wurden manche Steine weitgehend vollständig wiederhergestellt, auch wenn die dicke Kittnaht in einigen Fällen unschön erscheint. So wurden die Bruchstücke, die vom Grabstein des 1831 verstorbenen Koppel ben Wolf SeGaL aus Pretzfeld stammen, so zusammengefügt, dass die Inschrift nun in Gänze lesbar ist (Nr. 40). In vielen Fällen beeinträchtigt der Kitt jedoch zumindest die Lesung einer Zeile, sodass zuweilen wichtige Angaben wie das Datum oder der Name teils gar nicht mehr zu rekonstruieren sind oder zweifelhaft bleiben müssen.

Verlust von Schrift und wichtigen Informationen

Neben den auf je eigene Weise wiederhergestellten Grabsteinen handelt es sich bei einem großen Teil der vom BLfD gezählten „Grabsteine“ lediglich um einzelne Fragmente. Dies hat zur Folge, dass zu einer hohen Zahl der in Pretzfeld begrabenen Personen, von denen überhaupt noch ein Steinfragment oder ein Stein zeugt, aussagekräftige Informationen fehlen. Denn neben der Vielzahl an Fragmenten, die gar keine Schrift mehr aufweisen, lassen andere nur noch einzelne Buchstaben erkennen. In weiteren Fällen ist auf den Bruchstücken nur noch die Schlussformel erhalten geblieben – oft in der üblichen Abkürzung *חַיָּה* („seine/ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens“), sodass nicht einmal mehr ersichtlich ist, ob der Grabstein für eine männliche oder für eine weibliche Person gesetzt wurde – ein Befund, der über zehnmal in Pretzfeld festzustellen ist. Darüber hinaus ist bei vielen Fragmenten neben der Schlussformel nur noch das Datum – und auch dieses häufig nur teilweise – erhalten. Angaben zu Namen oder Herkunft der betreffenden Person fehlen dort gänzlich. Nicht aussagekräftiger sind die vielen Fragmente, bei denen nur noch die Einleitungsformel „Hier ist geborgen“ oder „Hier ist begraben“ erhalten geblieben ist. Wo neben der Einleitungsformel eine weitere Zeile

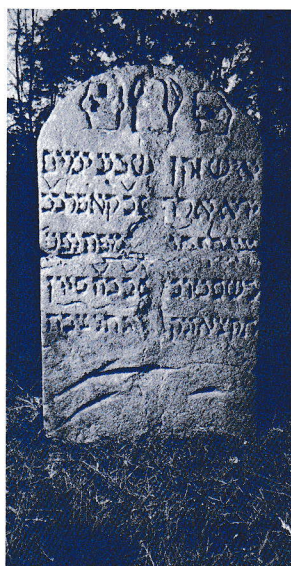
erhalten ist – meist der Beginn der Eulogie, der Lobrede auf den Verstorbenen oder die Verstorbene –, lassen Formulierungen wie „Hier ist geborgen / ein gerechter und aufrechter Mann, der geehrte Herr“ oder „Hier ist begraben / das jungfräuliche Mädchen“ immerhin das Geschlecht der begrabenen Person erkennen. Die Namen der Verstorbenen sind in vielen Fällen gar nicht erhalten, in anderen nur bruchstückhaft überliefert: Mal können wir den hebräischen Vornamen lesen, nicht aber den Vatersnamen oder den Namen des Ehemanns, mal ist der Vaters- oder Gattennamen erhalten, aber nicht der Vorname. Sind dann auch – wie dies wiederholt in Pretzfeld zu beobachten ist – die Sterbedaten nicht mehr vollständig erhalten, da mal das ganze Datum, mal das Jahr, mal der Tag oder der Monat fehlen, ist über die verstorbene Person wenig herauszufinden.

Immerhin gelang es im Zuge der epigraphischen Aufnahme in drei Fällen, Steinfragmente zu identifizieren, die jeweils von einem Grabmal stammen, aber an unterschiedlichen Orten auf dem Friedhof aufgestellt sind. So gehören beispielsweise das Fragment mit der Nummer 64 und ein Teil von Nummer 109 zum selben Stein. Bei Nummer 64 handelt es sich um die linke obere Hälfte des Grabmals, beim unteren Teil von Nummer 109 um die rechte obere. Die Zusammenführung war insbesondere deswegen möglich, da die beiden Bruchstücke zusammen beinahe vollständig eine Eulogie ergeben, die der häufig verwendeten Musterinschrift für eine angesehene Frau entspricht, wie sie beispielsweise in dem von Seckel ben Aharon aus Sulzbach 1790/91 gedruckten *Sefer Ha-Chajim* zu finden ist. Der hebräische Name der Begrabenen fehlt leider ebenso wie ihr Herkunftsort und das Sterbedatum. Zwar ahnt man auf dem Rahmen eine umlaufende Zeile, in der vermutlich das Datum gestanden hat; entziffern lässt sich diese aber nicht mehr. Somit kann auch hier die Rekonstruktion der Inschrift nicht zur Identifikation der Person beitragen.

Schändung und „Wiederherstellung“ des Friedhofs

Könnte man anhand dieser Befunde nun zu dem Schluss kommen, dass der Erkenntnisgewinn durch die Dokumentation der Inschriften relativ gering ausfällt, so ist die Auseinandersetzung mit dem Friedhof dennoch in bestimmter Hinsicht höchst aufschlussreich. Dafür gibt die Untersuchung von Elisabeth Singer-Brehm, die im Rahmen des Projekts „Net Olam“ entstanden ist, zahlreiche Anhalts-

Pretzfeld Nr. 40



punkte. Sie hat nicht nur die Schändungsgeschichte des Friedhofs aufgearbeitet, sondern zugleich rekonstruiert, wie es zu dem heutigen Zustand kam.

Dabei ist die Tatsache, dass der Friedhof erheblichen Zerstörungen ausgesetzt war und zu einem späteren Zeitpunkt „wiederhergerichtet“ wurde, keineswegs ungewöhnlich (vgl. *Kalonymos* 2022/2–4, S. 9–12). Doch dürfen sowohl das Ausmaß seiner Zerstörung als auch die bizarren Ergebnisse seiner Instandsetzung als ein extremes Beispiel gelten, sodass Singer-Brehm rechtzugeben ist, wenn sie die Anlage heute als ein „Bild des Schreckens“ charakterisiert.

Nach dem Ende der Begräbnistätigkeit sowie der Auflösung der jüdischen Gemeinde in Pretzfeld wurde der Friedhof, wie Singer-Brehm zeigt, bereits Anfang des 20. Jahrhunderts als verwahrlost beschrieben. Nachdem ab 1913 Schändungen des Friedhofs dokumentiert sind, lassen sich durchaus Bemühungen feststellen, den Friedhof durch Einfriedungen oder ein Tor zu schützen. Eine Schwierigkeit lag darin, Geldgeber für die anfallenden Kosten zu finden. Zwar wurde die Mauer nach einer zweiten Schändung im Jahr 1921 durch finanzielle Unterstützung durch in den USA lebende Nachfahren Pretzfelder Juden zumindest teilweise instandgesetzt, doch konnte auch dies eine erneute Schändung im Jahr 1928, bei der mehrere Grabsteine umgestoßen wurden, nicht verhindern. Daraufhin nahm das Bezirksamt Ebermannstadt den Friedhof aufgrund seiner Lage und seines Baumbestands in das Verzeichnis der schutzwürdigen Naturdenkmäler auf, der Antrag auf einen Zuschuss zu seiner vollständigen Einfriedung wurde durch die Regierung des Bezirks Oberfranken jedoch abgelehnt.

Für den Herbst 1933 liegen Zeugnisse für bereits erhebliche Zerstörungen vor. Die Verwaltung der Israelitische Kultusgemeinde Bamberg berichtete von etwa 100 Steinen, die umgefallen oder umgestoßen worden seien. Danach brechen die Berichte ab. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg setzt die Überlieferung wieder ein, doch ist sie durch Widersprüche geprägt. So behauptete das Landratsamt Ebermannstadt Anfang 1946, das äußere Bild des Friedhofs sei – wie Singer-Brehm in ihrem Aufsatz schreibt – durch das Abholzen der Bäume zwar verändert worden, doch seien die Grabsteine „restlos erhalten“ geblieben. Der spätestens Anfang 1947 für den Friedhof eingesetzte Treuhänder gab dagegen an, der Friedhof sei von den Nazis geschändet worden. Dokumente aus den fünfziger Jahren beschei-

nigen dem Friedhof einen desaströsen Zustand. Die Angaben darüber, wer dafür verantwortlich war, sind allerdings wiederum widersprüchlich. Sicher ist, dass nach dem Krieg eine offenbar dreistellige Zahl an Grabsteinen oder Grabsteinfragmenten im Fundament einer Lagerhalle verbaut wurde. Ob sie zuvor von dem Treuhänder verkauft oder sogar von ihm selbst zerschlagen worden waren, wie manche behaupten, wird sich kaum mehr klären lassen. Jedenfalls wurden die dort verbauten Grabsteine erst Anfang der 1980er Jahre von einer lokalen Baufirma gesichert und auf den „Judenberg“ zurückgebracht. Die Aufstellung – so Singer-Brehm – übernahm ein Steinmetz. Es war offenbar dieser Steinmetz, der die aus unterschiedlichen Fragmenten zusammengesetzten „Grabsteine“ schuf und auf dem Gelände verteilte. So entstand die Anmutung eines intakten Friedhofs, auf dem heute eine Ansammlung teils erhaltener und teils aus Bruchstücken rekonstruierter Grabsteine neben einer Reihe von vollkommen willkürlich zusammengesetzten Nachahmungen von Grabmalen in auffallend geordneter Reihung stehen.

Ein zerstörtes steinernes Archiv

Mit den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass der Friedhof in weiten Teilen seine Funktion als ‚steinernes Archiv‘, das Zeugnis über die deutsch-jüdische Geschichte und die Gemeinde in Pretzfeld im Speziellen gibt, nicht mehr erfüllen kann. Auch

Foto: Nicola Kramp-Seidel



Nachfahren der Bestatteten kann der Friedhof nicht in angemessener Art und Weise als Ort der Erinnerung dienen, insbesondere da in weiten Teilen Namen und/oder Datumsangaben fehlen. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass viele Grabsteine nicht mehr am ursprünglichen Ort stehen. Allein die falsch zusammengesetzten Fragmentstücke belegen dies.

Trotz des mehrheitlich erschreckenden Befundes lassen sich vereinzelt Informationen über die Verstorbenen aus dem Friedhof ziehen, sei es durch vollständig erhaltene Grabsteine, durch Grabsteine, die nur teilweise beschädigt und deren Inschriften intakt geblieben sind, oder durch korrekt zusam-

engesetzte Bruchstücke. So lassen sich auch in gewissem Maße Familienbeziehungen unter den Begrabenen erkennen. Umso mehr wird durch diese wenigen Einsichten bewusst, wie erheblich der Wissensverlust aufgrund der Zerstörung dieses steinernen Archivs in Pretzfeld gewesen ist.

Dr. Nicola Kramp-Seidel ist seit August 2023 am Steinheim-Institut als wissenschaftliche Mitarbeiterin sowie Koordinatorin im Akademienvorhaben „Steinerne Zeugen digital“ beschäftigt. Ihr Forschungsschwerpunkt neben der Epigraphik ist die jüdische Rechtsgeschichte.

Verkannte Pioniere jüdischer Wohlfahrtspflege

Die Frankfurt-Logen des Ordens B'nai B'rith

Michelle Stoffel



Emblem der Frankfurt-Loge

Im Jahr 1843 führten zwölf deutsch-jüdische Auswanderer in der ‚neuen Welt‘ die alte Tradition jüdischer Wohlfahrtspflege fort, als sie in New York den Unabhängigen Orden Bne Briss (U.O.B.B.) gründeten. Ziele des Ordens und seiner noch vor der Jahrhundertwende in vielen deutschen Städten organisierten Logen waren die „Wiederbelebung, Bewahrung und Modernisierung des Judentums“ und nicht zuletzt unmittelbare „Wohltätigkeit“. Die heutige B'nai B'rith Frankfurt Schönstadt Loge e.V., 1888 gegründet, hat nun mit Hilfe einer Förderung durch das Bundesministerium des Innern und für Arbeit die hier anzuzeigende Untersuchung von Birgit Seemann initiiert und herausgegeben.

Seemann ist auf dem Feld der jüdischen Wohlfahrtspflege versiert. Gemeinsam mit Edgar Bönisch hat sie im Rahmen des in Deutschland bisher einmaligen Forschungsprojekts „Jüdische Pflegegeschichte“ an der Frankfurt University of Applied Sciences eine einschlägige Arbeit zum Gumpertz'schen Siechenhaus in Frankfurt am Main vorgelegt. In ihrer 2023 veröffentlichten Arbeit bietet die Autorin auf insgesamt 510 Seiten weit mehr als eine Chronologie der drei Frankfurter Logen von 1888, 1919 und 1922. Auf breiter Quellengrundlage setzt sie sich mit der aktiv von Logenbrüdern und -schwestern nach dem Gebot der Zedaka geleis-

teten und weiterentwickelten jüdischen Wohlfahrtspflege auseinander. Als Angehörige der bürgerlichen Gesellschaft waren die Mitglieder öffentlich angesehen und oft familiär wie wirtschaftlich miteinander und mit ihrer nichtjüdischen Umwelt vernetzt. Die Frankfurter Logen wirkten für ein halbes Jahrhundert, bis zum Verbot des Ordens unter nationalsozialistischer Herrschaft 1937/38, bestehender wie drohender Not durch vielfältige Fürsorgeangebote und Selbsthilfeinitiativen entgegen. So macht Seemann auf die bislang kaum bekannte „Jüdische Notstandsküche“ aufmerksam, die im Gebäude des vormaligen Israelitischen Gemeindepitals von Logenschwestern begründet wurde und angesichts widrigster Lebensumstände im Laufe der 1930er Jahre für viele ortsansässige wie fremde Jüdinnen und Juden überlebensnotwendig werden sollte.

Die „Spezialisten des Wohltuns“ initiierten selbst „wegweisende Sozialprojekte“, etwa in der heilspezifischen Kinder- und Jugendfürsorge, und konnten ihr engmaschiges lokales „Zedaka-Netzwerk“ von Beginn an auch durch Zusammenarbeit mit bestehenden jüdischen Wohlfahrtsinstitutionen stärken und über Frankfurts Grenzen hinaus erweitern. In diesem Zusammenhang wird auf Forschungslücken hingewiesen, die zu schließen ein weiterer Beitrag zur Erforschung organisierter jüdi-